

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementspreis** pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungssatz Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

**Redaktion: Tauscher Str. 19/21.**  
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.  
Telephon 2721.  
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

**Inserate** werden die 5spaltige Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluss der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

## Die Ursachen der Niederlage.

\* Leipzig, 2. Juli.

f. Nachdem die Buren nunmehr endgültig unterlegen sind, ist es wohl nicht uninteressant, die Ursachen ihres Mißgeschicks zu erörtern. Vor allem spielt hier die Art und Weise herein, in der der Bur gewöhnlich lebt und wohnt. Transvaal und der Freistaat haben zusammen einen nahezu so großen Flächeninhalt wie das deutsche Reich und auf diesem weiten Raum wohnen zu Beginn des Krieges nur 325 000 Weiße, wovon 230 000 reiner holländischer Abstammung, also Buren waren. Unter solchen Verhältnissen ist es klar, daß die Buren zu meist auf einsamen Gehöften hausen. Es ist ihnen auch am liebsten, wenn ihre Farmen so abgeschieden liegen, daß man von ihnen aus nicht einmal den Rauch aus dem Schornstein einer anderen erblicken kann. In einer derartigen Einsamkeit gewöhnt der Mensch sich aber ein großes Maß von Eigenwillen und Ungebundenheit an, er verlernt es geradezu, sich unterzuordnen, während der in einem größeren Gemeinwesen Lebende ununterbrochen gezwungen ist, sich gewissen Befehlen und Bestimmungen, ohne welche das Zusammenleben großer Massen nicht möglich ist, zu fügen. Nun ist ja die Ungebundenheit im Frieden sehr schön, aber im Kriege kann man sie nicht brauchen. Der Krieg ist eben ein uncivilisiertes barbarisches Handwerk und daher fordert er auch den Despotismus, d. h. die unbedingte Unterwerfung unter einen Mann. Dazu kommt noch, daß es sich im Kriege oft um Stunden, im Kleinkrieg, wie ihn die Buren führten, manchmal um Viertelstunden handelt. Wird der günstige Augenblick nicht rechtzeitig benützt, so ist er meistens unwiederbringlich dahin. Daher ist im Kriege ein Hin- und Herbattieren über die Maßnahmen der Führer nicht angängig. Mag auch der Einzelne die Anordnungen der Befehlshaber für noch so falsch halten, so muß er sie doch befolgen, denn im Kriege kommt es weniger darauf an, was geschieht, als darauf, daß das einmal Beschlossene möglichst rasch, einheitlich und energisch zur Durchführung gelangt. An der Disziplin der Buren hat es nun leider ganz bedenklich gehapert. Kein einziger Kommandant bis zum Oberkommandierenden hinaus konnte auf eine sofortige sichere Ausführung seiner Befehle rechnen. So empfahl z. B. das geltende Kriegsgesetz dem Oberkommandierenden, vor wichtiger Entscheidung einen Kriegsrat einzuberufen, der aus den anwesenden Feldkornets und Kommandanten zu bestehen hatte. War man endlich im Kriegsrat einig geworden, so mußten die Führer erst ihre Abteilungen über-

reden, daß sie das im Kriegsrat Beschlossene auch ausführten. Mit einem derartigen „Befehlsapparat“ ist aber eine energische Kriegführung überhaupt unmöglich. In der reinen Verteidigung geht die Sache noch eher, aber wenn der Moment eintritt, wo der Angreifer geschlagen und aufs tiefste erschüttert zurückweicht und daher der Verteidiger selbst zum Angriff übergehen soll, versagt ein Befehlsmechanismus von der Art des geschilderten.

Auch wenn die Burenführer von der Wirksamkeit des Gegenangriffes überzeugt gewesen wären, hätten sie solche Angriffe mit ihren Truppen aus den dargelegten Gründen gar nicht ausführen können. Dafür aber, daß die Burenführer vom offensiven Vorgehen überhaupt nichts hielten, sorgte die traditionelle Abneigung der Burghers gegen den Angriff überhaupt. Selbst in ihren früheren Kämpfen gegen die Eingeborenen haben sie Angriffe stets vermieden. Waren die Schwarzen glücklich so weit gebracht, daß sie sich in Felsenhöhlen flüchteten, so räumerten die Buren die Höhlen entweder aus oder schleuderten Dynamit hinein. Am besten zeigt sich die Antipathie der Buren gegen den Angriff darin, daß sie weder Säbel noch Bajonett, sondern nur das Gewehr führten.

Ein weiterer Hauptfehler der Buren bestand darin, daß sie den Krieg viel zu gemächlich auffaßten. So verlangten sie im Anfang des Krieges nach jedem ihrer Siege reichlichen Urlaub nach Hause. Sie glaubten eben, es sei völlig hinreichend, wenn ein gegnerischer Anmarsch abgeschlagen sei. Daran, daß die Engländer jeden Tag neue Verstärkungen erhielten und infolgedessen über kurz oder lang mit neuen Kräften wieder anrücken würden und daher jede Stunde kostbar war, dachten sie offenbar gar nicht. Besonders charakteristisch für die militärische Naivität der Buren ist deren Verhalten nach dem Kampf um den Spion Kop. Die furchtbar geschlagenen Engländer bedürftigen nach diesem Kampf dringend der Ruhe und daher batene sie die Buren um einen 24 stündigen Waffenstillstand. Als dieses Ersuchen gewährt wurde, waren die Engländer, die in ihrer Verfassung vor jedem Angriff der Buren zittern mußten, auf das Höchste überrascht. Soviele Gutmütigkeit und Harmlosigkeit hatten sie wirklich nicht erwartet.

Wir sehen also, daß die Ursachen der Niederlage der südafrikanischen Republiken nicht etwa darin zu suchen sind, daß sie a n g e l i c h eine Miliz hatten. Sie liegen vielmehr in anderen Richtungen. Hätten die Buren wirklich über eine Miliz nach Schweizer Muster verfügt, so wären sie Sieger geblieben.

## Politische Uebersicht.

Nachträge zum Gewerkschaftskongress.

Herrn Rexhäuser ist ein eigenartiges Malheur passiert. Er wird in der Kreuzzeitung feierlich als Schwurzeuge eingeführt, um zu beweisen, „daß ein Zusammenhang zwischen der sozialdemokratischen Partei und den Gewerkschaften nicht nur in der That besteht, sondern auch der von den führenden Geistern den Statuten gegebenen Auslegung auch weiterhin aufrecht erhalten werden soll.“ Unter den „führenden Geistern“ der Gewerkschaftsbewegung, die deren Komplizität mit der Sozialdemokratie staatsanwaltschaftlich festzuweisen sollen, figuriert auch „Rexhäuser-Leipzig“ mit seinem Anspruch, daß die Gewerkschaften sich mit Politik beschäftigen müssen. Wer jetzt noch nicht an den Zusammenhang der Sozialdemokratie mit den Gewerkschaften glaubt, dem ist in der That nicht zu raten und nicht zu helfen.

So blind die Eulen der Kreuzzeitung sind, wenn sie ins helle Tageslicht eines Arbeiterkongresses blinzeln, so scharfsichtig sind sie für die Dunkelkammerarbeit im eigenen Lager. Die Kreuzzeitung fährt fort:

Bei dieser Sachlage mußte es fast einigermaßen befremden, daß zum erstenmal ein Vertreter der Reichsregierung auf dem Kongresse in Stuttgart offiziell anwesend war. Dieser Umstand ist in der Presse, namentlich auch in der sozialdemokratischen, außerordentlich aufgefaßt und zu einem Akt von ungewöhnlicher Tragweite getempelt worden, welche ihm gar nicht zukommt. Denn der anwesende Regierungsvertreter hat lediglich denjenigen Verhandlungsgegenständen beigewohnt, welche für den weiteren Ausbau der Arbeiterschutz- und Versicherungs-gesetzgebung von Bedeutung sein dürften; ist aber den Beratungen über „innere Fragen“ der Organisation u. s. w. natürlich fern geblieben. Von den Gewerkschaften selbst und der Art ihres Gebarens wird es nun abhängen, ob die Regierung, die hier ihren Willen geltend hat, sich über die Verhältnisse der Arbeiter an der Quelle zu unterrichten, diesen neuen Schritt nicht zu bereuen braucht. Je mehr die Gewerkschaften praktische Gegenwartsarbeit treiben und sich dabei von der politischen Partei und deren Grundsätzen zu emanzipieren geneigt sind, desto größeren Wert wird die Regierung ihren Beratungen und praktischen Maßnahmen belegen.

Die Kreuzzeitung thut entschieden ein verdienstvolles Werk, wenn sie die übigen Schlüsse, die aus der Entsendung einer Ordnung des Grafen Pobjedonitsch ins feindliche Lager der Gewerkschaften von einem Teil der sozialdemokratischen Presse gezogen worden sind, mit einer Donche kalten Hohns abtut. In der Umgebung der Kreuzzeitung versteht man es vollkommen, daß eine Großmacht zu den Mäandern einer andern Macht ihre Günstigkeit ausschickt, damit diese sich durch den Augenschein von der militärischen Leistungsfähigkeit des Gegners überzeugen. Nur die berühmte Sentimentalität, die den deutschen Arbeitern nach einem Ausbruch Ueber in den Knochen steckt, konnte darin einen Akt des Wohlwollens und der sozialen Friedfertigkeit sehen. Der Vater der Zuchtansvorsorge und der verantwortliche Redakteur der 12000 Mk.-Affaire läßt sich durch einen Regierungsrat für einige Stunden auf einem Arbeiterkongress vertreten, und Zuchtansgesetz und 12000 Mk.-Affaire sind plötzlich vergessen;

## Seuiletton.

[Nachdruck verboten.]

### Das tägliche Brot.

Roman von Klara Diebig.

„Mine nichte. „Kannst der Freiern nur sagen, ihr Enal kann mir jetzt den Budel lang rutschen; um den wer ich mer wahrhaftig nich mehr haben.“

„Das glaub ich. Und hörste, Mine, schid mer ooch halbe 'ne Scheene Schörs, oder sonst was. Ich thu der davor ooch mal wieder en Gefallen.“

Mine versprach alles. Wie Schatten glitten an ihrem umflorten Blic die stillen Hütten rechts und links vorüber; noch schliefen die Nachbarn, nur ganz in der Ferne klappten zwei Dreschselegel — Klip Klap — Klip Klap.

Am allerletzten Haus, wo der Meilenstein an der Chaussee steht — Schwerin a/W. 7,6 Kilometer — nahmen die Geschwister Abschied.

Rüstig schritten Mine und Max, den Korb zwischen sich, über die einsame Chaussee.

Noch war die Sonne nicht ganz durchgebrochen, sie kämpfte noch immer. Auch der feurige Schein auf dem Gipfel des Golmüther Sandbergs war wieder erloschen, die Kiefern waren nicht mehr rot angestrahlt. Dichte, weiße Schleier hüllten den goldenen Ball wieder ein; über die Acker, rechts und links vom Weg, flogen weiße Nebelchen, vom Morgenwind getrieben. Es graute und braute in den Gründen und wogte und quirlte. Leise tropfte es von den Chausseebäumen, die Gräser am Grabenrand glänzten versilbert, und die niedrigen Wachholderbüsche trugen Schleierhauben.

Die Gestalten der beiden Geschwister gingen wie in lauter Dämpfe gehüllt. Das lange Band an des Mädchens Hut flatterte im feuchtsrischen Herbstwind; jetzt wurden die Weiberröcke fest an den Körper gepreitscht, jetzt blähten sie sich gleich Segeln in der unruhigen Morgenluft.

„Kommen mer ooch nich zu späte, Mage?“ fragte Mine ängstlich und beschleunigte ihre Schritte. „Die Nebahn geht geger sieben — weeste 's ooch genau?“

„Zeit de Masse,“ sagte der Bursche phlegmatisch. „Nenn doch nich ju! Kannst's wohl nich mehr dervarten. Na, paß uf, waur ich bei's Militär komme, mach ich ooch nach Berlin.“

„Da freu ich mer, wenn de kommst!“

„Ja, da wirtsche wenig von mer zu seh'n kriegen. Da hab ich mehr zu thun; bei der Garde seh ich alle Tage den Herr Kaiser. Un ich laß mer den Schnurrbart steh'n. Un Sonntags geh ich tanzen. Das wird en Leben!“ Er reckte seine schlankte Gestalt noch höher und drückte die Brust heraus. „Da wird mer mal usatmen, bei's Militär!“

Sie lachte ihm ins Gesicht. „Drinken werden se der!“ Er maß sie mit einem verächtlichen Blick. „Was Du weeste, dünne Trine!“

„Dummer Bengel!“

Mit einem plötzlichen Ruck setzte er den Korb nieder.

„Da, kannst der Deinen Dreck alleene tragen.“

„Aber Mage!“

„Nä, nä, ich will nich, Du bis mer zu frech!“

„Aber Mage, Du has doch angefangen! Ich han ju gar nicht gefaot. Mage, faß doch an, die Nebahn wart nich! Mage!“

Dummtrotzig und breitbeinig stand er da, hatte ein

Hölzchen aus der Westentasche gezogen und stocherte sich damit in den Zähnen. „Da siehstsch, immer kujanieren — nä, nä. Der Alte kujaniert, die Alte kujaniert, un nu willst Du ooch noch kujanieren?! Ich bin froh, daß de fortmachst, Du Drache!“ Er sah sie mißmutig an; dann spuckte er aus. „Verfluchte Schinderei! Nä, nä, nur keen Bauer! Nä, ich will nich. Du has 's gutt, Du machst nach der Stadt.“

„Mage, so helf mer doch! Mage!“ Sie legte sich aufs Bitten. „Ich schid der ooch was Scheenes.“

„Wahrhaftig?“ fragte er mißtrauisch.

„Wahrhaftig.“

„Na, denn los!“ Schnell verjöhnt lachte er sie an, daß man seinen letzten Zahn sah. Rascher eilten sie voran. Mines blühende Wangen wurden röter und röter, sie hastete sich in Angst wegen der Eisenbahn. Mag fluchte schon.

Da — Nädergeroll hinter ihnen. Sie sahen sich um. Aus dem Nebelgewoge, in dem das Dorf verschwunden war, löste sich ein dunkler Gegenstand und kam rasch näher. Ein Pferd Kopf schmauste sie an, ein Kalb blökte. Das war wohl der reiche Bauer Obst aus Mokitten, der ein Mastkalb nach Schwerin zu Markte fuhr.

„Morjen.“ Bescheiden traten die zwei an den Grabenrand.

„Morjen.“

Eine helle Mädchenstimme schrie: „Ihr müht Euch scheene schleppen!“

Ueberrascht blickte Mine auf — ei, war das nicht Filders Bertha, die Tochter von der Weisen Frau?!

Nützig, da tauchte ihr blonder Kopf hinter im Wägelchen neben dem Kalb auf! Sie hatte dem großäugigen, ängstlich dreinblickenden Tier den Arm um den Hals ge-